

**Zeitschrift:** Judaica : Beiträge zum Verstehen des Judentums  
**Herausgeber:** Zürcher Institut für interreligiösen Dialog  
**Band:** 49 (1993)

**Artikel:** Sitzen wir nicht mehr "auf gepackten Koffern"?  
**Autor:** Ginsburg, Hans Jakob  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-960969>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 08.02.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Sitzen wir nicht mehr «auf gepackten Koffern»?

von Hans Jakob Ginsburg\*

Nicht in Deutschland könne und wolle er leben: Das begründete Ende der sechziger Jahre in der «*Emuna*», der damaligen Monatszeitschrift der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit, ein Jurastudent, dessen Amt als Vorsitzender des Verbandes der jüdischen Studenten seiner Meinung eine gewisse Repräsentativität verlieh. Nicht mit der seinerzeit üblichen Verbindung von Ablehnung des post-nazistischen Auswanderungslandes Deutschland und quasi-religiöser Begeisterung über das Einwanderungsland Deutschland begründete der Autor seine Haltung. Sondern mit einer gleichsam universalistischen, dem Geist der Zeit nach 1968 angemessenen Rhetorik: Jeder Mensch brauche Heimat, einen sicheren Ort, von dem er in die Welt hineinwirken könne. Deutschland könne das für einen als Kind von aus dem KZ befreiten Juden geborenen Menschen nicht sein, auch wenn er hier aufgewachsen war. Nur Israel.

Die Gründe waren verschieden, die Schlussfolgerungen identisch. In jüdischen Gemeinden in Deutschland war von den sechziger bis in die achtziger Jahre das ernsthafte Argument zu hören, man selber sei ja nun einmal leider an das verdamnte Deutschland gebunden – die eigenen Kinder aber müsse man ins Ausland (Israel, die USA, auch Frankreich oder exotischere Ziele) exportieren, um sie vor den Gefahren der Assimilation und der Heirat mit Nichtjuden zu schützen – und die Betroffenen akzeptierten diesen Ratschluss.

Und der Antisemitismus, die Angst vor neuen und alten Nazis? Mit konkreten Auswanderungsentschlüssen hatte das wohl wenig zu tun, wohl aber mit dem Gefühl der Fremdheit in Deutschland. Wahrscheinlich muss man lange suchen, um einen Juden zu finden, den antisemitische Vorfälle – selbst erlebt oder aus den Medien erfahren – zur Auswanderung veranlasst hätten. Dass man gleichsam auf gepackten Koffern sitze, um jederzeit schnell auswandern zu können, falls es wieder schlimm würde in Deutschland, das erzählten sich Juden in diesem Lande gegenseitig wohl seit 1945. Das erzählten sie interessierten ausländischen Juden und nichtjüdischen deutschen Berichterstatern, das erzählten sie vor allem auch ihren Kindern: Das war Ausdruck einer Bedrohung, die objektiv Vergangenheit sein mochte, in den Köpfen der Überlebenden aber Gegenwart blieb und durch mancherlei antisemitische Erscheinung scheinbar akut blieb.

---

\* Hans Jakob Ginsburg, Grünstr. 26-28, D-4005 Meerbusch 1

Das war auch Ausdruck einer kulturellen Fremdheit: Die Mehrheit der nach 1948/49 in Deutschland verbliebenen Juden bestand aus Menschen, die ausserhalb Deutschlands aufgewachsen waren – Juden, welche die deutsche Sprache zuerst als Sprache ihrer potentiellen Mörder in den Konzentrationslagern gehört hatten. Die Ablehnung Deutschlands und seiner Symbole war für diese Menschen eine psychologische Notwendigkeit, die mit der realen Lebensplanung wenig zu tun hatte. Juden, die in Deutschland blieben, waren fast ausnahmslos Menschen, die mit Energie und Erfolg auf deutschem Boden wirtschaftlich vorankamen. Authentisches Judentum – das war nicht die eigene Existenz, sondern ein nur ausserhalb Deutschlands zu verwirklichendes Leben: zu realisieren entweder im eigenen Leben zu einem späteren, immer wieder aufgeschobenen Zeitpunkt – oder im Leben der eigenen Kinder. Darum die Rede von den «gepackten Koffern».

Viele Juden, die nach 1945 in Deutschland aufwuchsen, waren nicht «Fremd im eigenen Land», (so der Titel eines 1979 von Henryk M. Broder herausgegebenen Sammelbandes, in dem bundesrepublikanische Juden ihr Leid über ihre Umgebung bekundeten), sondern fremd in einem durchaus fremden Land. Die Auswanderung jüngerer Juden aus Deutschland seit Mitte der sechziger Jahre – nach Israel, aber auch in Länder mit starken jüdischen Diasporagemeinden – war darum eine logische Konsequenz nicht des Zustandes der deutschen Gesellschaft, sondern der Verfassung ihrer jüdischen Minderheit.

Die aber fing gerade in den sechziger Jahren eine Art neuer Blüte an. Nicht in religiöser oder kultureller Hinsicht – das hat meines Wissens auch noch niemand behauptet. Wohl aber ist die Zahl der jüdischen Gemeindemitglieder in Deutschland seit einem Vierteljahrhundert fast stetig gewachsen – schon vor der Immigrationswelle ex-sowjetischer Juden seit 1989. Dabei übertrifft mindestens seit Anfang der fünfziger Jahre die Sterbeziffer in den jüdischen Gemeinden mit weitem Abstand die Geburtenrate, und auch die Zahl der Gemeindeaustritte ist viel grösser als die der Übertritte zum Judentum. Die jüdische Bevölkerung wächst aus einem Grund, welcher der These von den gepackten Koffern Hohn spricht: Deutschland ist ein Einwanderungsland für Juden – *das* Einwanderungsland neben Israel. Demographen der Hebräischen Universität Jerusalem haben darauf hingewiesen, dass Israel und Deutschland weltweit die einzigen Länder waren, in denen die Zahl der Juden in den siebziger Jahren zunahm. Zweifellos hat sich diese Entwicklung seit 1980 fortgesetzt.

Nach Deutschland kamen und kommen Zuwanderer aus Israel – schon lange keine heimwehkranken deutschen Juden mehr, sondern Studenten wie Taxifahrer, Wissenschaftler wie Kriminelle, denen die Möglichkeiten des Wirtschaftswunderlandes deutlicher vor Augen stehen als die Schatten der Vergangenheit. Nach Deutschland sind seit Mitte der sechziger Jahre viele jüdische Auswanderer aus den Staaten des damaligen kommunistischen Machtbereichs gekommen, in Deutschland haben sich Juden aus dem westlichen Ausland für kurze oder längere Zeit niedergelassen, die sich durchaus als Ausländer fühlen – aber nicht anders, wie jeder andere Amerikaner oder Franzo-

se, den beruflichen Ambitionen ins Ausland führen. Besonders jüngeren Juden drängte sich aufgrund dieser Entwicklungen das Gefühl auf, sie seien aufgrund ihres Wohnortes in Deutschland sicher keine Juden geringerer Güte als die Juden in anderen Diasporaländern.

Gegenüber Israel und den Israelis hielt dieses Gefühl der Unterlegenheit länger an. Der jüdische Autor Rafael Seligmann hat in seinem Roman "Rubinsteins Verteidigung" beschrieben, wie jüdische Jugendliche Ende der sechziger Jahre mit quasi-religiöser Verehrung einen hohen israelischen Offizier in ihrem Jugendzentrum empfangen. 1970 wurde der Bundesverband jüdischer Studenten in Deutschland in die Weltorganisation der jüdischen Studenten aufgenommen – mit einem Beschluss, der feststellte, diese Ausnahme diene einzig und allein der Förderung der Weiterwanderung polnischer oder tschechoslowakischer jüdischer Flüchtlinge nach Israel, was die jungen deutschen Juden bereitwillig akzeptierten. Und unter den jüdischen Studenten in Deutschland selber tobten in der Zeit nach 1968 politische Richtungskämpfe, die auf dem Campus einer israelischen Universität noch Sinn gemacht hätten. Wer gegen den zionistischen Strom schwamm, bekannte sich nicht etwa zu Deutschland, sondern zur PLO, und wer von all dieser Politisiererei nichts hielt, beschäftigte sich mit israelischen Volkstänzen und der Zubereitung levantinischer Vorspeisen.

Der Umschwung lässt sich wahrscheinlich datieren. Nach dem Jom-Kippur-Krieg von 1973 begann Israel seinen fast messianischen Zauber zu verlieren, und die Auswanderung von Deutschland nach Israel wurde von einer Selbstverständlichkeit zur ungewöhnlichen Ausnahme. Dafür begann in den jüdischen Gemeinden der Bundesrepublik die Zahl der noch jugendlichen Rückwanderer aus Israel zu wachsen. Deren Anteil an der Zahl der prospektiven israelischen Immigranten war zwar kaum grösser als gleichzeitig unter jungen amerikanischen oder französischen Juden, die ihr Glück in Israel gesucht und nicht gefunden hatten. In Deutschland aber trugen diese Rückwanderer zu einem veränderten Klima in den Gemeinden bei: Die Rede von Israel als einem Ziel für alle jüngeren Juden, dessen Erreichen alle möglichen Lebensprobleme lösen würde, liess sich nicht mehr führen. Der anhaltende wirtschaftliche Erfolg der Juden in Westdeutschland, oft schon von Angehörigen der Nachkriegsgeneration getragen, sorgte für neues Selbstbewusstsein. Und schliesslich traten sogar die offiziellen Abgesandten des israelischen Staates kaum noch als Werber für die Auswanderung vor jüngere Juden, sondern als Repräsentanten eines vielfach bedrohten jüdischen Gemeinwesens, das die gutgestellten Juden der deutschen Diaspora um Hilfe anging.

Und diese gutgestellten Juden waren jetzt – anders als noch zehn Jahre zuvor – zum grösseren Teil Menschen, die in Deutschland und mit der deutschen Sprache aufgewachsen waren. Die wenigsten definierten sich selbst als "deutsche Juden", aber das änderte nichts an der veränderten sozialen und kulturellen Wirklichkeit. Die Alternative zum Leben als Jude in einer jüdischen Gemeinde in der Bundesrepublik war für viele nicht mehr die Auswanderung, sondern der abrupte oder allmähliche Abschied vom Judentum – die hohe Zahl der Ehen von Juden mit Nichtjuden vor deutschen Standesbeamten belegt das eindeutig.

Gerade auch für das in den Gemeinden organisierte Judentum in Deutschland war diese Entwicklung Grund genug, die Koffer beiseite zu räumen. Neubauten von Synagogen seit 1945 hatten oft mehr mit der Grossmannssucht von Funktionären als mit wirklichen Zukunftsperspektiven der jüdischen Gemeinden zu tun. Doch Kindergärten und Grundschulen, Kinderheime und sogar zionistische Jugendorganisationen trugen dazu bei, dass Juden in Deutschland Wurzeln schlugen. Die weltanschaulichen Inhalte, die in diesen Institutionen vermittelt wurden, mochten zur Auswanderung drängen, vor allem nach Israel; die blossе Tatsache, dass derlei jüdische Einrichtungen in den grösseren Städten der Bundesrepublik entstanden, förderten das Gefühl der Juden, man habe sich jetzt auf Dauer in Frankfurt, Berlin oder München eingerichtet.

In München, so berichtet ein Mitglied des Gemeindevorstands, mache sich heute jeder Jude lächerlich, der auf Auswanderung aus Deutschland dränge. Die Einrichtungen der Gemeinde sind auf Dauer angelegt. Die Alten wissen, dass sie ihr Leben in Deutschland beschliessen werden, für die mittlere Generation ist die Entscheidung für das Leben in Deutschland – ein ganz unpathetischer, wesentlich von materiellen Erwägungen diktiertер Beschluss – akzeptierter Teil der eigenen Biographie. Und die jungen Juden von 1992, deren Urgrosseltern von Hitler ermordet wurden, sind “Deutsche, ganz normale, langweilige Deutsche”, wie ein Vater berichtet – um im selben Atemzug davon zu erzählen, wie seine Tochter sich bei einer Chanukkafeier unter Lubawitscher Chassidim begeisterte.

Weil aber die meisten jüdischen Kinder und Jugendlichen in Deutschland von religiösem jüdischen Leben nur sehr wenig erleben, ist die Frage nach der Kontinuität des deutschen Nachkriegsjudentums immer noch offen. Weil die Bindungen an die jüdische Religion schwach sind und die politischen Bindungen an Israel konjunkturabhängig, bleibt für viele Juden die Bindung an das historische Schicksal ihrer Gruppe die Restgrösse, über die sie ihr Judentum definieren und weitergeben wollen. Die nichtjüdische Öffentlichkeit in Deutschland nimmt Juden sowieso fast nur als Überlebende des Naziregimes wahr, viele Juden aber auch – und zwar um so mehr, je weniger sie in ihrem Alltagsleben mit lebendigem Judentum zu tun haben. Die Auswanderung vieler bewusster Juden bis in den sechziger und siebziger Jahren hat die jüdischen Gemeinden in vielen Ländern ausserhalb Israels qualitativ ausgedünnt; und in Deutschland verschärft die Zuwanderung aus der früheren Sowjetunion gewiss das Problem: In jüdischer Hinsicht haben diese neuen Mitglieder der deutschen jüdischen Gemeinden sicher nicht viel mehr gemeinsam als ihre Abstammung, die Furcht vor dem osteuropäischen Judenhass und Vorbehalte gegenüber dem möglichen Einwanderungsland Israel.

Trotzdem gibt es hinreichend viele “jüdische Juden” in Deutschland, um die Frage nach ihrer Zukunft zu stellen. Natürlich sind nicht nur Juden, die immer schon gleichsam am Rand der jüdischen Gemeinden standen, in Deutschland geblieben. Gewiss: Wenn aufgrund von Erziehung, Überzeugung, individuellen Lebensumständen das Judentum von Kindheit an nur eine kleine Rolle für die Persönlichkeit gespielt hat, dann konnte es auch nicht zum Verlassen Deutschlands motivieren. Dass der Antisemitismus das nicht konnte, haben wir bereits gesehen. Doch ganz zweifellos sind auch Juden der Nachkriegsgeneration, deren jüdische



Lebensorientierung ausser Frage steht, in Deutschland geblieben oder nach längeren Auslandsaufenthalten nach Deutschland zurückgekehrt.

So auch jener Jurastudent, der vor zwei Jahrzehnten den am Dialog mit Juden interessierten christlichen Deutschen mitteilte, warum seine Heimat nur Israel sein könne. Er leitet heute eine jüdische Museumseinrichtung in der Bundesrepublik. So sehr man sich hüten muss, aus einem solchen einzelnen Lebenslauf zuviel für die kollektive Entwicklung der jüdischen Nachkriegsgeneration abzuleiten: Jüdische Vergangenheit hat für die intellektuell reflektierende Minderheit unter den jüngeren Juden in Deutschland heute einen Stellenwert, wie ihn der Staat Israel in den Jahren nach 1967 besass. Die von nüchterner historischer Forschung weit entfernte Pathetik, mit der sich etwa der Essener Geschichtswissenschaftler Dan Diner seit etwa einem Jahrzehnt mit der Judenpolitik der Nazis befasst, scheint mir nur so verständlich zu sein.

Wenn Juden, die allesamt nach 1945 geboren sind, sich selbst als Hüter des Gedenkens interpretieren, trägt das gewiss zum Frieden zwischen den Generationen innerhalb der jüdischen Minderheit in Deutschland bei. Die Probleme für den einzelnen Juden wie für die jüdischen Gemeinden sind aber zahlreich und gross:

– Identifikation mit einer leidvollen Vergangenheit bedeutet eigenes Leiden und kann Individuen in Probleme stürzen, denen sie intellektuell oder psychologisch nicht gewachsen sind. Viele Autoren des Sammelbandes «Dies ist nicht mein Land» gaben unwillkürlich Zeugnis davon, wie schlimm das sein kann.

– Identifikation mit Opfern, deren schreckliches Schicksal mit den eigenen glücklichen Lebensumständen überhaupt nicht vergleichbar ist, kann zu jener lächerlichen Anmassung führen, die der französische Jude Alain Finkielkraut in seinem Buch «Der eingebildete Jude» kritisiert hat.

– Jüdische Heimat ist auch für in Deutschland wieder sesshafte Juden nicht bedroht, wenn über einem alten jüdischen Friedhof in Hamburg ein Warenhaus errichtet werden soll, sondern wenn Tel Aviv von irakischen Raketen angegriffen wird. Und soweit Juden in der ersten Lebenshälfte in Deutschland so etwas wie eine jüdische Trivialkultur pflegen – Musik, Tanz, Essen – ist die viel eher als israelisch als osteuropäisch-jüdisch oder gar im Sinne der Vor-Hitler-Zeit deutsch-jüdisch geprägt. Die intellektuelle Orientierung auf eine mit dem Tod der Überlebenden von 1945 unweigerlich aussterbende jüdische Welt ändert daran nichts. Sie hindert die Juden des Jahres 1992 nur daran, sich selbst zu akzeptieren.

– Jüdische Religion ist zweifellos etwas anderes als der Holocaust-Kult, der in weiten Teilen Israels und noch mehr der Diaspora ihren Platz einzunehmen beansprucht. In Deutschland sind es oft gerade die nichtjüdischen Freunde der Juden, die den Juden ausschliesslich als Opfer des Antisemitismus definieren – nicht mehr der ewige Mörder Christi, sondern das ewige Opfer Hitlers. Wenn Juden das akzeptieren, versperren sie sich den Weg zu jeder positiven Selbstdefinition und fast jeden Zugang zu ihrem eigenen religiösen und kulturellen Erbe. Überdies mag diese Identifikation für die Kinder von Menschen, die tatsächlich in Auschwitz waren, psychologisch befriedigend sein. Für die Enkel – und das sind die wirklich jungen jüdischen Erwachsenen von heute! – ist diese Identifikation eine Zumutung.

Das wirkliche Problem jüdischer Existenz in Deutschland, das durch den Zustrom der ex-sowjetischen Juden noch verstärkt wird, ist jedoch nicht die übertriebene oder angemessene Orientierung auf Vergangenes, sondern die jüdische Orientierungslosigkeit. Wenn sich der Existenzwille der jüdischen Gruppe in Deutschland nur auf diffuse Angst vor den Vorurteilen der Umwelt und auf einen angesichts nicht stattfindender Auswanderung wenig authentischen Zionismus stützt, ist eine neue Verankerung des Judentums in Deutschland mehr als fraglich: Es ist schwer vorstellbar, dass ein in kultureller und religiöser Hinsicht entleertes Judentum als Lebensrahmen für eine Minderheit von einem halben Promille der deutschen Wohnbevölkerung Zukunft hat. Dieses Problem scheint jedoch nur eine Minderheit der neuen deutschen Juden zu berühren, jedenfalls nicht die Mehrheit ihrer politischen Vertreter. In der «Allgemeinen jüdischen Wochenzeitung», dem offiziellen Organ der Dachorganisation der jüdischen Gemeinden, war im Dezember 1991 das von einer Presseagentur übermittelte Photo eines Menschen auf der Titelseite grossformatig abgebildet, auf dessen Pullover in russisch, hebräisch und englisch «Juden für Jesus» zu lesen war. Dazu schrieb die «Allgemeine»: «Amerikanische Juden zumindest können jetzt ungestört ihre religiöse Haltung in der (ukrainischen) Hauptstadt Kiew demonstrieren». Kein Wort in dem achtzeiligen Text nahm auf den für Juden höchst bedenklichen Charakter dieser «religiösen Haltung» Bezug, kein Wort in den folgenden Ausgaben der jüdischen Wochenzeitung gab zu erkennen, dass irgendjemandem der Lapsus aufgefallen war.

Die Juden in Deutschland haben die Koffer, auf denen sie so lange sassen, weggeräumt. Ausgepackt haben sie die Koffer nicht. Sie waren sowieso fast leer.